Nr. 517. 38. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Montag, 11. Oktober 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Ein Minister und ein Mann.

„Die Agrarier mögen sich's gesagt sein lassen: lange genug habt ihr euch der Besteuerung entzogen. Jetzt kommt ihr dran."

Wie ein schmetternder Kriegsruf schallt es ins Land hinaus. So spricht ein Mann, der entschlossen ist, über seine politische Ueberzeugung nicht nur schöne Reden zu halten, sondern mit seiner ganzen Person dafür einzutreten. Und dieser Mann — deutschen Ohren klingt's schier unfaßbar! — ist Minister. Selbstverständlich nicht in Deutschland. In Deutschland hätte es ein Mann, der so spräche, erstens nie zum Minister gebracht. Und zweitens, wenn er's versehentlich dazu gebracht hätte, so wär' er es, nach solch einer Rede, die längste Zeit gewesen.

Die ganze Misere unseres politischen Lebens überfällt einen mit ihrer aschgrauen Trostlosigkeit, wenn man eine Ministerrede liest, wie sie der englische Schatzkanzler Lloyd George am Sonnabend in Newcastle gehalten hat. Man stelle sich gefälligst einmal die Wirkung vor, wenn ein aktiver preußischer Staatsmann von den erlauchten Mitgliedern des Herrenhauses sagen würde, sie hätten bisher die schweigende Würde gewahrt, die ihrem Rang und ihrer Intelligenz entspräche! Oder wenn er lapidare Sätze wie diese ausstieße: „Wer hat defretiert, daß das Deutsche Reich das Monopol für einige wenige sein soll? Wer hat 10,000 Menschen zu Machthabern und den Rest aller Deutschen zu rechtlosen Fremdlingen in ihrem Vaterlande gemacht? Wo ist die Gesetzestafel, die das bestimmt? Und wo ist das Gesetz, das ihren Text vorschreibt?"

Und doch lauten so, aus den Englischen auf deutsche Verhältnisse angewandt, ein paar markante Stellen aus Lloyd Georges Rede. Schon bei dem bloßen Gedanken, ähnliche Worte könnten bei uns von ähnlicher Stelle fallen, wird unsere gesamte heilige Bureaukratie eine Ohnmacht anwandeln.

Aber es ist nur eine alte Erfahrung, die hier aufs neue bestätigt wird: englische Minister sprechen zur großen Oeffentlichkeit wie freie Männer und wie Männer von Welt; deutsche Minister dagegen reden frei und weltgewandt nur in ihren vier Wänden. Sobald sie vor der Oeffentlichkeit stehen, werden sie dagegen — es klingt hart, aber es ist wahr — zu Schulbuben, die ängstlich nach rückwärts schielen, was „der Herr Lehrer" wohl dazu sagen mag. Einen haben wir in letzter Zeit gehabt, der sich gelegentlich den Luxus erlaubte, über etwelche Dinge seine eigenen Gedanken nicht nur zu haben, sondern auch auszusprechen, selbst wenn sie allerhöchsten Ortes nicht genehm waren. Das war der Graf v. Posadowsky, und dem ist sein bescheidener Freimut, den er sich nicht wollte rauben lassen, entsprechend schlecht bekommen.

Und Bülow? Allerdings, der gab sich auch auf der Tribüne des Reichstages als frei causierenden Weltmann. Aber — er gab sich nur so! Er war der große Formkünstler, der den Anschein der Unabhängigkeit auch da zu wahren wußte, wo sie schwer zu glauben war. Und das ist eben der grundlegende Unterschied zwischen dem deutschen und dem englischen Ministerdasein: der deutsche Minister ist und bleibt abhängig von Personen, der englische Minister scheint nicht nur, sondern ist persönlich unabhängig. Abhängig ist er nur von der geltenden Staatsform. Sie kann ihn heute stürzen, wenn er im Parlament in die Minderheit gerät. Aber sie kann ihn schon morgen wieder auf den leitenden Posten erheben, wenn die Umstände sich zu seinen Gunsten geändert haben. Ein englischer Minister, der einmal zurücktreten muß, ist damit noch kein toter Mann. Er bleibt — wenn er sonst nur ein tüchtiger Mann war — ein Faktor, womit die Politik seines Landes zu rechnen hat und dessen sie sich zu ihrem Vorteile dauernd bedienen kann. Der deutsche Minister, und wäre er der genialste Staatsmann seines Jahrhunderts, wird nach seinem Rücktritt kaltgestellt und kann, falls er auf politische Betätigung nicht verzichten will, nur mehr als Frondeur wirken. So grundfaul und ungesund ist das deutsche Ministerdasein, verglichen mit dem englischen, daß es Männer einfach nicht verträgt — und daß Männer anscheinend auch dies Dasein nicht mehr vertragen.

Denn nicht in der männlichen Sprache allein liegt ja die Bedeutung der Rede Lloyd Georges. Sondern darin, daß man den sehr bestimmten Eindruck hat: hier spricht ein Mann, der entschlossen ist, den starken Worten auch starke Taten folgen zu lassen. An großen Worten hat es auch in den Reden Bülows nicht gefehlt, besonders wenn es ihm darauf ankam, sich als unbeugsamen Schützer der staatlichen Autorität gegenüber der Sozialdemokratie — nach oben hin zu empfehlen. Eine Empfehlung nach oben hin hat die englische Ministerrede ganz gewiß nicht sein sollen, eher — das Gegenteil. Durch manche Stellen klingt es fast wie eine deutliche Verwarnung an die Adresse Eduards des Siebenten, seine Finger lieber aus dem Kuchen zu lassen, dieweil er sie sich leicht verbrennen könnte. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß englische Minister — Fassung, deutscher Staatsbürger, dergleichen kommt vor! — den König höflich aber entschieden ersucht hätten, er möge sich nicht mit Dingen befassen, die nicht seines Amtes sind.

Nur keine inneren Krisen! Bülow will das Wort nie gesprochen haben und man darf's ihm glauben. Aber gehandelt hat er während seiner ganzen Amtstätigkeit danach. Und als die Entwicklung, die er ganz allein herbeigeführt hatte, ihn vor die Notwendigkeit des Kampfes stellte, da zog er's vor, die Flöte — die sein Lieblingsinstrument war — still auf den Tisch zu legen und das Konzert zu verlassen. Recht hatte er insofern, als man auf der Flöte nun einmal nicht Fanfare blasen kann. Ein lebenskräftiges Volk aber verlangt nach Führern, die das Instrument zu handhaben verstehen, das der Stimmung des Augenblicks entspricht. Verwöhnten Ohren, auch in England, mag die schmetternde Fanfare des kampffrohen Finanzministers etwas zu kräftig klingen; das Volk wird ihn verstehen. Denn das Volk versteht überall und immer die Männer, die nicht nur Programme haben, sondern auch dafür zu kämpfen bereit sind. Und das Volk von England ist zudem politisch geschult genug, um zu wissen, daß der Weg zu einer höheren Stufe der Entwicklung stets durch innere Krisen führt.

Die Kampfrede Lloyd-Georges.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 11. Oktober.

Die liberalen Blätter konstatieren heute den starken Eindruck von Lloyd-Georges Newcastler Rede und feiern ihn als politischen Kämpfer voll Mut und Energie. „Daily Chronicle" gibt zu, daß die Rede nichts von dem strahlenden Glanze, der Ueberfülle an Ideen, nichts von der Glut der Farbe und der vornehmen Leidenschaft Gladstones gehabt habe, aber sie gleiche den Reden Chamberlains in seinen radikalen Zeiten. „Lloyd-George", sagt das Blatt, „ist Demokrat mit allen Fasern seines Daseins. Selbst dem Volke entsprungen, bewahrt er als Staatsmann den Standpunkt des Volkes. Es gibt keinen furchtloseren Mann im öffentlichen Leben. Chamberlain begann den Kampf gegen das englische Agrarsystem vor 25 Jahren, aber die Anbetung anderer Götter entfremdete ihn wieder diesem Kampfe. Lloyd-George hat ihn wieder aufgenommen, und er erntet heute, wo Chamberlain einst säte. Dieser Angriff gegen die durch Jahrhunderte geschützten und befestigten Interessen erfordert einen Mann von dem starken Mut und der großen Geschicklichkeit Lloyd-Georges, und dieses Mal", so schließt das „Chronicle", „wird die Regierung sich keine Dummheiten von den Peers gefallen lassen".

„Daily News" rühmen bei Besprechung der Rede des Schatzkanzlers seinen Mut, allen traditionellen Gewalten, wie Reichtum, Rang und Stellung, gerade ins Gesicht zu sehen. Sie rühmen an ihm den staatsmännischen Blick, der die letzten Ergebnisse großer Maßregeln bis in die kleinsten Einzelheiten voraussieht, die Beredsamkeit, durch die er ein großes Publikum mit fortreißt und an sich trockene Auseinandersetzungen über Steuern und Prozente hochinteressant macht. „Lloyd-Georges Budgetreden stehen auf dem Gipfel der Vollendung", sagen die „Daily News", „und haben ein ungleich größeres Publikum gefunden, als die sicher ausgezeichneten Reden Roseberys und Balfours. Das Wort ist nur mächtig durch die große Bedeutung des hinter ihm stehenden Lebens, und für die Staatsmänner ist heute auch das Budget Gegenstand politischer Beredsamkeit, weil eine neue Zeit in dem geschichtlichen Dasein Englands dahinter steht."

Der „Morning Leader" legt vor allem Wert darauf, daß Lloyd-George in seiner Rede klargestellt habe, wie sorgfältig das Budget zunächst von ihm persönlich, dann vom Schatzamt und dem gesamten Kabinett erwogen wurde. „Es wurde schließlich in der Comitéberatung abgeändert", betont das radikale Organ, „weil die liberale Regierung an das Haus der Gemeinen glaubt und es nicht für eine Maschine hält, die die Wünsche einer Famtliengruppe registriert, sondern für einen wirklichen gesetzgebenden Körper. Die Regierung hat nicht den Meinungen der Liberalen und der Tories, sondern dem Hause der Gemeinen als der korporativen Vertretung der praktischen Erfahrung des Landes Wert beigelegt. Eine so vorbereitete Maßregel soll nun überlieferungsgemäß dem Oberhause vorgelegt werden. Nach den Zeitungen der „fashionablen" Mittelklassen würde das Oberhaus sie aus der Fülle seiner Ignoranz heraus verwerfen." Der „Leader" glaubt indessen nicht an die Fanfaronnaden der „Times" und anderer Blätter, und ist der Ansicht, daß das Oberhaus schließlich seine formelle und praktisch überflüssige Zustimmung geben werde.

Kein Zarenbesuch in Konstantinopel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 11. Oktober.

Wie ich aus allerbester Quelle erfahre, hat der Zar definitiv den Gedanken an einen Besuch Konstantinopels oder des Sultans aus verschiedenen Gründen aufgegeben, bei denen auch religiöse Rücksichten mitspielten. Die Fahrt zum Besuch beim König von Italien wird daher, wie hier bestätigt wird, jedenfalls auf dem Landweg unternommen. In keinem Falle sollen Dardanellen und Bosporus berührt werden. Gestern liefen hier Gerüchte um, die auch bereits von einer hiesigen Korrespondenz verbreitet wurden, daß der Großwesir die Absicht hegen sollte, abzudanken. Ich ließ direkt beim Großwesir anfragen, der erklärte, daß er an eine Demission gar nicht denke und alle derartigen Gerüchte glatt dementieren werde. Auf ähnlich unsicherer Basis wie dieses Gerücht dürften die Ausstreuungen beruhen, die von Ver-

Die Hudson-Fulton-Feier.

(Von unserem Korrespondenten.)

New-York, im Oktober.

Zwei Wochen Feste. Auch darin also verrät sich die amerikanische Großzügigkeit. Wer das aufgestellte Programm in allen seinen Teilen mitmachen wollte, wird gewiß für den Rest seines Lebens unheilbar festesmüde. Bei näherem Studium zeigt es sich allerdings, daß für New-York hauptsächlich sechs Tage in Betracht kommen. Was vor, nach und zwischen diesen liegt, wird durch Veranstaltungen jeder erdenklichen Art „ausgefüllt", wie es in der Zirkussprache sehr bezeichnend heißt. Das heißt, man kann hinsehen oder auch wegschauen. Oder auch ab und zu nur hinüberblinzeln. Es macht keinen wesentlichen Unterschied. Die Zirkussprache ist hier eigentlich gar nicht deplaciert. Denn ein wenig schwebt natürlich auch über diesen Festen der Geist des seligen Barnum. Vor allem sind sie ein Triumph der großen Zahlen. Man berauscht sich wieder einmal an den Millionen: der Besucher von auswärts, der Glühlampen, Pferdekräfte, Dollars, die ins Rollen kommen, ausgestreckten Fahnen. Menschen, die längs der Paradestrecken aufmarschieren. Diese selbst sind selbstverständlich meilenlang. Mit neun Meilen internationaler Flotte an der Spitze. So eine naive Freude hat direkt etwas Erfrischendes an sich. Es läßt die unermüdlichen Erwerber, welche gerade die New-Yorker mehr noch als die anderen Amerikaner geworden sind, menschlich erscheinen. Und es ist daher gar nicht recht am Platze, ernstlich nach der Legitimität dieser Festwochen zu forschen und ihre historische Berechtigung etwa in der Weise zu überprüfen, als wenn es sich um ein Ursprungszertifikat für die Nordpolentdeckung handeln würde.

Wie sind uns dessen vollkommen bewußt, daß Henry Hudson nicht der erste Weiße war, der die Ufer des Hudson begrüßte. Mit Sicherheit läßt sich das nicht einmal von seinem beglaubigten Vorgänger Verrazano nachweisen. Aber auch Columbus hat Amerika nicht entdeckt. Trotzdem wird ihm niemand ernstlich seinen Ruhm streitig machen. Denn die letzte Bedeutung einer Entdeckung für die Weltgeschichte liegt nun einmal in ihren praktischen Folgen. Da aber ist es zweifellos, daß es die Fahrt Hudsons den Fluß hinauf bis in die Nähe des heutigen Albany war, die unmittelbar zu der ersten holländischen Ansiedelung New-Amsterdam führte, aus der dann im Lauf der drei Jahrhunderte das heutige New-York wurde. Also eine berechtigte Geburtstagsfeier, wenn schon nichts anderes.

Fernerhin wissen wir genau, daß vor der „Clermont" Fultons fünfzehn verschiedene Dampfschiffe den Versuch gemacht haben, amerikanische Gewässer zu befahren. Daß Fulton nicht der Erfinder, sondern eher der Vater der Dampfschiffahrt genannt werden darf. Daß er in seinem innersten Wesen vielleicht mehr ein genialer Verwerter der Gedanken anderer gewesen ist, wie etwa Edison oder manch anderer Amerikaner unserer Zeit. Der Mann mit dem praktischen Blick und der unbeugsamen Energie, dessen Verdienst es bleibt, aus einem verworrenen Nebeneinander von Erscheinungen die bleibenden Werte auszulösen. Jedenfalls hat er unter dem üblichen Hohngelächter, das auch damals schon die Erkenntnis eines Weitsehenden begleitete, vor hundert Jahren die Bedeutung des Meeres als eines Kulturbandes zwischen den Völkern vollkommen erkannt. „The liberty of the seas will be the happiness of the earth" war der Inhalt seines Glaubensbekenntnisses über die Bedeutung des internationalen Verkehrs, das er schon 1797 in einem Pamphlete: „An die Freunde der Menschheit" verlochten hat. Ein glühender Patriot und als solcher überzeugter Engländerfeind, ist er zu diesen höheren Gesichtspunkten auf dem Umweg über endlose Versuche gekommen, Zerstörungsmittel gegen Englands Flotte zu erfinnen. So führte er Frankreich das erste von ihm gebaute Unterseeboot, den „Nautilus" vor. So interessierte er anfangs Napoleon persönlich für seine Idee der Dampfschiffahrt. Daß sein erster Versuch auf der Seine inmitten eines heftigen Sturmes mit dem Untergange seines Schiffes endete, daß Napoleon trotz der vorzüglich gelungenen Probefahrt des zweiten von der Sache nichts mehr wissen wollte, ist vielleicht für das schließliche Schicksal des Kaisers von größerer Bedeutung geworden, als man gemeiniglich annimmt. Einer der wenigen, die diesen Zusammenhang klar erkannt haben, ist Lord Acton gewesen, der kurz vor seinem Tode den Untergang des Fulton-Dampfers auf der Seine als jenes Ereignis bezeichnete, welches „für die Geschichte Englands im neunzehnten Jahrhundert die größte Bedeutung hatte." Der Besitz einer Dampferflotte hätte Frankreich nach dieser Auffassung nicht bis nach Waterloo gebracht.

Trotzdem sei zugegeben, daß die Hudson-Fulton-Feier weniger ein nachträgliches als ein erdachtes Ereignis bedeutet, dessen eigentliche Absicht überdies auf einem ganz anderen Gebiete lag. New-York suchte nach einem passenden Vorwand für eine Weltausstellung. Sie sollte den eigentlichen Inhalt des Festes bilden. Ihre großangelegten Pläne liegen noch heute fein aufgezeichnet beisammen. Glücklicherweise war man klug genug, aus den Erfahrungen von St. Louis eine Lehre zu ziehen. Man engte die Feier auf den jetzigen Maßstab ein. Was übrig blieb, war Arbeit genug für Jahre. Besonders, da sie zum großen Teile von einem einzigen Mann bewältigt worden ist. Hunderte teilen sich äußerlich in die Ehren des Erfolges. Aber dieser eine hat über alle inneren und äußeren Krisen hinweg nicht locker gelassen. Er hat in der glücklichsten Weise amerikanische Organisation mit deutscher Gründlichkeit zu verbinden gewußt. Beides liegt ihm im Blute. Denn der „präsidierende Vizepräsident" — ein Titel, der nur für jene komisch klingen mag, welche die innere Geschichte dieses Festes nicht kennen — ist der Deutsch-Amerikaner Hermann Ridder. Ein Mann, von dem man mit gutem Gewissen behaupten kann, daß er während der letzten Jahre mehr für die wirkliche Förderung deutscher Interessen in Amerika getan hat als irgend ein anderer.

Sein erster Erfolg auf diesem Gebiet ist das Monstrediner gewesen, zu dem er 1200 amerikanische Journalisten aus allen Teilen des Landes zusammenführte, um ihnen die Bekanntschaft mit dem Prinzen Heinrich zu vermitteln. Eine lange Reihe anderer Diners folgte, die immer denselben Zweck verfolgten, die besten, maßgebendsten amerikanischen Elemente wenigstens einen Abend lang mit deutschen Staatsmännern, Generalen, Admiralen, aber auch mit Großindustriellen, Schriftstellern, Politikern zusammenzubringen. Aus einer Sammlung der von beiden Seiten bei diesen Anlässen gehaltenen Reden könnte man mühelos nachweisen, auf welche Weise die heute bestehenden Beziehungen zwischen beiden Ländern vorbereitet worden sind. Ebenso hat es Ridder verstanden, die Summe deutscher Vereinstätigkeit in Amerika von der kleinlichen Interessenpolitik weg zu Aktionen zu führen, die bei allen festlichen Anlässen der letzten Jahre die „Germans" in der Front erscheinen ließen. Auch diesmal ist ihnen das eigentliche Paradestück aller Paraden, der große Karnevalsumzug, zugefallen. Auch diesmal ist es das deutsche Lied, dessen Klänge während der ganzen Festwochen am häufigsten und an erster Stelle vernommen werden. Es mag sein, daß das geeinigte Deutschtum, wie es bei solchen Anlässen unter dem Generalissimus Ridder aufmarschiert, eine Fiktion bedeutet. Aber der Amerikaner hat sich auf diese Weise daran gewöhnt, mit dem Deutsch-Amerikaner als einem wichtigen Faktor zu rechnen.

Nun stehen wir also wirklich im Festtrummel drin. Einige angenehme Ueberraschungen sind überstanden. Andere werden hoffentlich folgen. Es bildet einen ganz eigenartigen Reiz der Ereignisse, daß sich eigentlich niemand darüber im klaren ist, welchen Verlauf sie nehmen werden. Das soll nicht etwa ein Vorwurf gegen die Organisation sein. Bisher wenigstens arbeitet sie be-